

und der damit einhergehenden Querschnittslähmung – zu informieren. Bis zum Alter von vier Jahren hatte meine Schwester das Glück genossen, zu jung für die vielen Operationen zu sein. Als zwei Wochen vor ihrem fünften Geburtstag alles in die Wege geleitet worden war, um sie mithilfe eines neuen Verfahrens zu *reparieren* – der Chirurg hatte exakt dieses Wort benutzt –, hatte Emi sich so lange quergestellt und sich mit Händen und Füßen gegen jede Behandlung gewehrt, bis die Ärzte es aufgegeben hatten. Trotz ihrer Überzeugungen hatten meine Eltern, insbesondere meine Mutter, nicht gegen den Willen meiner Schwester handeln wollen und hatten die Operationen wieder und wieder aufgeschoben, in der Hoffnung, Emi eines Tages umzustimmen. Die Heilungschancen standen gut und in der heutigen Zeit bargen Eingriffe wie diese kaum noch Risiken. Mit einer monatelangen Reha im Anschluss hätte Emi das Laufen erlernen können, als wäre sie nie gelähmt gewesen.

Doch meine Schwester sah darin keinen Sinn.

*Laufen? Wozu? Ich vermisse nichts. Laufen bedeutet Hektik. Lieber habe ich es gemütlich. Ich sitze ganz bequem hier drin.* Noch heute beharrte sie auf ihre Meinung.

»Ich verstehe dich.« Ich massierte meine Schläfen, hinter denen der Schmerz pochte. »Ich hätte auch keinen Bock auf die Ärzte und den ganzen Kram. Aber sie meinen es nur gut.«

»Klar, sie wollen nur das Beste. Für sich selbst. Sie glauben mir immer noch nicht, dass es nicht die Angst vor der OP ist oder die anstrengende Reha. Ich brauche es einfach nicht.«

»Mir musst du es nicht erklären.« Niemand konnte unseren Eltern die Tendenz austreiben, übers Ziel hinauszuschießen. Mein Vater hatte den Kontakt zu den renommiertesten Neurochirurgen aufgenommen, um Emi eine Palette ungewollter Lösungen anzubieten. Dabei hatte sie völlig recht: Die Welt war hektisch genug und wenigstens in ihrer Jugend sollte sie davon so weit wie möglich verschont bleiben dürfen. »Irgendwann werden sie es einsehen.«

»Du bist ja heute optimistisch.« Emi murrte leise. Für einige Sekunden schoben sich ihre Brauen zusammen, dann erhellte sich ihr Gesicht wieder. »Hast du ein neues Gedicht für mich?«

Ich verneinte. »Dafür habe ich ein neues Bild angefangen. Wenn du zu mir kommst, zeig ich es dir. Ich probiere eine neue Technik aus, erwarte also nicht zu viel.«

Ihr freudiges Lachen erinnerte mich daran, dass mein Besuch nicht ganz umsonst war. »Du weißt doch, dass ich all deine Bilder mag.«

»Da bist du leider die Einzige.«

»Weil du sie sonst niemandem zeigst. Dabei hast du dich so verbessert!« Sie verpasste mir eine Kopfnuss. »Hast du eigentlich vor, wieder nach Hause zu kommen, wenn die Uni dich aus dem Wohnheim schmeißt?«

Ich biss mir auf die Unterlippe.

»Komm schon, du warst noch nie gut darin, etwas vor mir geheim zu halten. Ein Wunder, dass Mom es geschluckt hat. Hast du die Klausuren alle vergeigt?«

Ich neigte den Kopf zur Seite und zog die Bettdecke über meine Knie. »Wie man es nimmt. Ich habe über die Hälfte davon nicht mitgeschrieben.«

»Leo! Warum tust du das? Weshalb lebst du dein Leben für sie statt für dich?«

Ich starrte meine Schwester an und wünschte, ich könnte so viel Mut aufbringen wie sie. Wenn sie mir ein Stück von ihrem Durchsetzungsvermögen abgeben würde, könnte ich die enttäuschten Gesichter meiner Eltern vielleicht ertragen. Allerdings war ich ein elender Feigling und hatte diese Enttäuschung zu oft erlebt, um sie noch mal durchzustehen.

»Ich kriege das schon auf die Reihe. Du weißt, wie sie reagieren würden, wenn sie es wüssten.« Die Bitte, es ihnen nicht zu verraten, musste ich nicht ausformulieren. Emis Augen hatten es mir bereits versprochen.

Sie runzelte die Stirn. »Und ich fand es schon schwierig, ihnen meine Mathenote zu verheimlichen. Viel Erfolg.«

»Viele schaffen das Studium nicht in der Regelzeit. Klar, sie werden nicht begeistert sein, aber noch ist nichts verloren.«

Emi wusste so gut wie ich, dass mein Optimismus gespielt war. Dennoch sprach sie mein Dilemma den Rest des Nachmittags nicht mehr an. Meinen Vater bekam ich an diesem Tag nicht mehr zu Gesicht, aber das machte mir nichts aus. Das Wiedersehen mit dem einzigen Familienmitglied, das mich wirklich kannte und mein wahres Ich akzeptierte, reichte mir völlig.

\*\*\*

Am frühen Abend war die U-Bahn wie immer hoffnungslos überfüllt, sodass ich den Weg vom Bahnhof zum Wohnheim bereitwillig zu Fuß antrat. Würde ich wollen, dass mein Vater mir eine eigene Wohnung finanzierte, müsste ich ihn vermutlich nur einmal lieb anblinzeln. Er verstand nicht, weshalb ich mir freiwillig mit Normalsterblichen ein Wohnheim teilte, aber es widerstrebte mir, seine Hilfe anzunehmen. Mir missfiel der Gedanke, mir weiterhin von meinen Eltern das Leben finanzieren zu lassen. Nach 18 Jahren endeten diese Zeiten auch für die Tochter eines reichen Geschäftsmanns. Außerdem hätte es einen Schritt zurück in die Abhängigkeit bedeutet, die ich abstreifen wollte. Mit meinen Gelegenheitsjobs kam ich gut über die Runden, nur für den Luxus eines Autos oder einer eigenen Wohnung reichte es eben nicht.

Eine größere, anonymere Stadt hätte ich bevorzugt, aber Trenton war in Ordnung. Hier merkte ich wenig von der Hektik Stonefields, die Emi so verabscheute, was wohl ein weiterer Grund war, weshalb sie gern zu mir nach Trenton kam, genau wie die kräftigen Farben, mit denen der Frühling die Straßenbäume und Parkanlagen bemalte und die sogar die einbrechende Dämmerung durchdrangen.

Das Ziehen in der Magengegend gehörte zu den ersten deutlicheren Anzeichen neben den miesen Kopfschmerzen. Nur noch zwei Straßen vom Wohnheim entfernt überrollte mich dann die Vorahnung mit voller Wucht. Innerhalb von Sekunden verwandelte sich das Flattern unter meinem Brustkorb in dumpfen Schmerz, der sich krampfartig durch meinen Bauchbereich zog. Ein bleierner Geschmack legte sich auf meine Zunge und in meinem Hals machte sich ein Kratzen bemerkbar. Das Dröhnen in meinem Kopf verstärkte sich, bis es sich anfühlte, als ob jemand mein Gehirn gegen den Schädel presste.

*Nicht schon wieder!*

Ich drückte die Hände gegen die Schläfen und rannte schneller. Mit meinem Umzug nach Trenton waren die Vorahnungen seltener geworden. Fast hätte ich mich der Hoffnung hingegeben, sie könnten ein für alle Mal ein Ende finden, wie Akne nach der Pubertät. Doch es geschah schon wieder, in einer Intensität wie zuletzt vor einigen Jahren.

Am schlimmsten war, dass ich es nicht ignorieren konnte. Obwohl ich auf direktem Weg nach Hause wollte, um mich unter der Bettdecke zu verkriechen, zwangen meine Beine mich nach einigen Metern zu einem abrupten Stopp. Ich hielt den Atem an und lauschte, als könnte ich hören, was mein Körper mir sagen wollte. Natürlich ging das nicht, eine Bedrohung konnte man schließlich nicht hören. Doch konnte man sie denn *spüren*?

Meine Ohren nahmen Autolärm und Kinderlachen wahr, meine Nase roch die Mischung aus Abgasen und Asphalt und die kühle Nachtluft streichelte meine Haut. Ich ließ die Empfindungen auf mich einprasseln, sog sie in mich auf, bis ich genau wusste, wo ich hinmusste, und wieder loslief.

Meistens kam ich zu spät. Meine erste Leiche hatte ich mit sieben Jahren aufgespürt. Unsere Nachbarin war am helllichten Tag auf der Straße überfallen und niedergestochen worden. Ich war mit meiner Mutter im Einkaufszentrum gewesen, als sich die Vorahnung angebahnt hatte. Mit flatterndem Herzen und den unbezahlten Schuhen, die ich kurz zuvor anprobiert hatte, war ich aus dem Geschäft gerannt. Nur eine Straße weiter war es passiert. Den Täter hatte ich noch um die Ecke biegen sehen und als der Notarzt eingetroffen war, hatte er nur noch den Tod der Frau feststellen können. Der Anblick der Blutlache, in der ihr Körper gelegen hatte, und der stumme Vorwurf in ihren leeren Augen verfolgten mich bis heute.

Seither verfluchte ich meine Fähigkeit, drohendes Unheil zu spüren. Der aktuelle Stand lag bei drei Leichen. Meistens leitete mich meine Vorahnung zu weniger gravierenden Ereignissen, aber die Angst blieb. An den Anblick toter Menschen konnte ich mich nicht gewöhnen. Würde ich nie können. Und an die Schuldgefühle noch weniger.

Ich beschleunigte meine Schritte, bis der Wind mir Tränen in die Augen trieb. Diesmal musste ich rechtzeitig ankommen!

Ich verstand immer noch nicht genau, wie es funktionierte oder woher es kam. Ich erklärte es mir damit, dass mein Körper besonders sensibel auf

Unstimmigkeiten in meinem Umfeld reagierte, ähnlich wie der Stressmagen meiner Mutter. Die Symptome setzten nur ein, wenn sich das Unglück in meiner unmittelbaren Umgebung abspielte, oder dann, wenn es Menschen ereilte, denen ich nahestand – von denen es nicht besonders viele gab. Den Tod meines Großvaters hatte ich schon Stunden vor seinem Eintritt erahnt, obwohl er sich zu dem Zeitpunkt Hunderte Meilen von mir entfernt befunden hatte.

*Diesmal darf es keinen Toten geben!*

Als ich das Ziehen kaum mehr aushielt, blieb ich schnaufend stehen, stemmte die Hände auf die Oberschenkel und riss die Augen auf. Eiskalte Luft drückte meine Lungen zusammen, als wäre die Temperatur innerhalb von Minuten um zehn Grad gesunken.

Ich war in einer schmalen Gasse gelandet. Der Gestank verfaulten Lebensmittel aus schwarzen Müllcontainern stach mir in die Nase. Ein braunhaariger Junge, gut zwei Köpfe kleiner als ich, machte sich an einem davon zu schaffen. Er stand auf seinen Zehenspitzen und streckte die Arme nach oben, als versuchte er, sich an dem Griff festzuhalten, aber er war nicht groß genug, um heranzukommen. Ich war mir nicht sicher, ob er sich was zu essen stibitzen oder doch lieber hineinklettern wollte.

»Hey!«, sagte ich, wohl etwas zu forsch, denn er zuckte erschrocken zusammen. Der Umgang mit Kindern lag mir nicht. Es fiel mir schwer, meine Wortwahl so an ihr Alter anzupassen, dass sie mich verstanden, ohne mich dabei schief anzusehen. Dabei durfte er kaum älter sein als Emi. Vorsichtig näherte ich mich ihm und wiederholte nun etwas sanfter: »Hey.«

Er zuckte wieder zusammen, verharrte jedoch weiterhin auf der Stelle. Der schwarze Stoff seiner Hose, die ziemlich hochwertig wirkte, wenn ich über das Loch auf Kniehöhe hinweg sah, schimmerte leicht im abendlichen Laternenlicht. Auch sein graues Hemd erinnerte nicht unbedingt an die Kleidung eines Straßenjungen und schmiegte sich erstaunlich gut an seine Körperform, als wäre es auf Maß geschneidert worden.

»Keine Angst, ich will dir nichts Böses. Was machst du da? Kann ich dir helfen?« Vorsichtig legte ich meine Hand auf seine Schulter und stellte mich direkt vor ihn. Aus großen, braunen Augen und mit treuem Dackelblick sah er mich an.

So sehr ich meine Vorahnung verabscheute, auf eines war Verlass: Sie täuschte mich nie. Sie hatte mich zu diesem Jungen geleitet und was auch immer geschehen sollte, es würde hier passieren. Hier und jetzt.

Ich schluckte schwer. Würde ihm in meiner Gegenwart etwas zustoßen, könnte ich es mir nicht verzeihen. Ich musste unbedingt herausfinden, was er hier tat.

»Kann ich dir nun helfen?«, wiederholte ich meine Frage.

Langsam schüttelte der Junge den Kopf, duckte sich und schlüpfte flink durch die Lücke zwischen meinem Arm und seinem Oberkörper hindurch. In Zickzacklinien rannte er in die Richtung, aus der ich gekommen war, als plötzlich drei stattliche, bärtige Männer in schwarzen Uniformen in der Gasse auftauchten und ihm den Weg versperrten. Ich musste kein zweites Mal hinsehen, um zu

erkennen, wer sie waren und zu wem sie gehörten. Sie trugen die gleiche Uniform wie die, die mein Vater täglich zur Arbeit anzog, mit dem Unterschied, dass neben dem HACA-Symbol die Aufschrift »Sicherheitskraft« in weißen Buchstaben prangte.

Ein schlechtes Gefühl durchzuckte mich. So schnell ich konnte, rannte ich zu dem Jungen, der sich zitternd gegen die kahle Außenwand eines Reihenhauses presste, und streckte meine Arme zu beiden Seiten aus, um ihn vor den Männern abzuschildern.

»Weg da!« Einer der Männer schob mich unsanft zur Seite, bis ein anderer mit Dreitagebart ihn packte und zurückzog.

»Stopp!« Er warf mir einen entschuldigenden Blick zu, bevor er seinen Kollegen in die Rippen stieß. »Erkennst du sie nicht?«

»Es ist mir egal, wer sie ist. Sie hindert uns daran, unsere Arbeit zu erledigen.« Sein Kollege verschränkte die Arme. Seine hellen Augen fixierten mich, als wollten sie mich an den Müllcontainer festnageln.

Der Bärtige hob die Schultern. »Ich würde den Nachwuchs deines Vorgesetzten nicht unbedingt so behandeln, aber wenn du scharf darauf bist, deinen Job zu verlieren ...«

Die Gesichtszüge des Manns versteinerten. Er kniff die Lippen zusammen und blinzelte gegen die untergehende Sonne an, als bräuchte er eine Weile, um die Aussage seines Kollegen zu verdauen.

»Wenn ihr mir verrätet, was hier los ist, wird mein Vater kein Wort erfahren«, sagte ich mit fester Stimme. Das würde er ohnehin nicht, aber etwas Erpressung könnte sich als nützlich erweisen.

»Was los ist? Wir haben einen kleinen Ausreißer, so sieht's aus.« Der Mann deutete auf den Jungen, der ihn mit seinen weit aufgerissenen Dackelaugen anstarrte.

»Ein Ausreißer?«, frage ich. »Ich verstehe nicht.«

*Es sei denn ... Nein.* Das konnte nicht sein, das war mir in all den Jahren noch nie passiert! Ich biss mir auf die Wangeninnenseite, um meine Überraschung zu unterdrücken.

»Er stammt aus der neusten Kollektion der Spielgefährtenroboter. Allem Anschein nach ist er nicht funktionstüchtig«, meldete sich nun der dritte und älteste der Runde zu Wort. In einem weit weniger herablassenden Ton als erwartet.

»Nicht funktionstüchtig?« Meinten sie wirklich den Jungen, den ich gefunden hatte? Das sollte ein Androide sein? »Aber sehen Sie doch! Er hat ... Angst.«

Interpretierte mein Gehirn diese Informationen richtig? Es wäre irrsinnig und irrational. Nie zuvor hatte ich einen Androiden mit einem vergleichbaren Gesichtsausdruck gesehen, mit diesem Zittern und den tränennassen Augen, die so glaubwürdig wirkten. Androiden konnten keine Angst empfinden. Es wäre unlogisch, ihnen solche Gefühle einzuprogrammieren.